Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter

Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland

Band: 84 (2019)

Heft: 2

Artikel: Muttenzer Kindheitswelten um 1940 : die Kindheits- und Jugenderinnerungen der Myrtha Blumer-Ramstein

Autor: Brändle, Fabian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-860338

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

– Schulze, Wilhelm: Zur Geschichte lateinischer Eigennamen, Neuausgabe von Olli Salomies, Zürich 1991.
– Socin, Adolf (Hrsg.): Mittelhochdeutsches Namenbuch nach oberrheinischen Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts, Basel 1903.
– Sonderegger, Stefan: Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell, Band I: Grammatische Darstellung, Frauenfeld 1958.
– Sonderegger, Stefan: Die Ortsnamen, in: Drack, Walter (Hrsg.): Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz 6, Basel 1979, S. 75–96.
– Sonderegger, Stefan: Zu den althochdeutschen Sachwörtern in den lateinischen Urkunden der Schweiz, in: Nabholz, Hans, et al.: Archivalia et Historica, Arbeiten aus dem Gebiet der Geschichte und des Archivwesens, hrsg. von Dietrich Schwarz und Werner Schnyder, Zürich 1958, S. 203–218.
– Tauber, Jürg; Ewald, Jürg: Tatort Vergangenheit, Ergebnisse aus der Archäologie heute, Basel 1998.
– Waser, Erika (Hrsg.): Die Orts- und Flurnamen des Amtes Entlebuch, 2 Teilbände, Hitzkirch 1996.
– Windler, Renate: Besiedlung und Bevölkerung der Nordschweiz im 6. und 7. Jahrhundert, in: Die Alemannen, Stuttgart 2001, S. 261–268.0
– Zehnder, Beat: Die Gemeindenamen des Kantons Aargau, Aarau 1991.
– Zinsli, Paul: Ortsnamen: Strukturen und Schichten in den Siedlungs- und Flurnamen der deutschen Schweiz, 2. Aufl., Frauenfeld 1975.

Fabian Brändle

Muttenzer Kindheitswelten um 1940

Die Kindheits- und Jugenderinnerungen der Myrtha Blumer-Ramstein

1. Einleitung

Myrtha Blumer-Ramstein wurde im Jahre 1928 in Muttenz im Gasthof «Zum Rebstock» geboren. Der Vater Hans war Wirt, Koch und Metzger, später Rebbauer, Mutter Elsi Ramstein-Gerster zog als Hausfrau fünf Kinder auf. Myrtha Blumer-Ramstein wurde später Kindergärtnerin in Kleinbasel. Sie heiratete Werner Blumer. Das Paar hatte drei Söhne und wohnte in Basel. In den 1970er- und 1980er-Jahren unterrichtete Blumer-Ramstein an der Basler Hauspflegerinnenschule.

Als schon ältere Frau begann Blumer-Ramstein, ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen von 1931 bis 1950 niederzuschreiben. Eindrückliches Resultat dieser Bemühungen im Baselbieter Dialekt sind zwei Bände in Broschur mit insgesamt rund 350 Seiten, illustriert mit zahlreichen Zeichnungen aus der Hand der Autorin, die an Kinderzeichnungen erinnern sollen.[1] Der erste Band der Kindheitserinnerungen erschien im Jahre 2002, der zweite folgte im Jahre 2014.

[1] Blumer-Ramstein, Myrtha. Erinnerige us dr Chinderzyt. Band 1. Muttenz 1931–1940. Basel 2002; Blumer-Ramstein, Myrtha. Erinnerige us dr Chinder- und Jugendzyt. Band 2. Muttenz 1932–1950. Basel 2014.

Myrtha Blumer-Ramstein erzählt anekdotenreich, farbig, detailliert, legt Zeugnis ab vom nicht immer erfreulichen Alltag und vom Brauchtum ihrer Heimatgemeinde in den Jahrzehnten von 1930 bis 1950. Ihr Text geht indessen nur an wenigen Stellen auf das Politische oder auch auf die Weltwirtschaftskrise ein, auch die stark krisenhafte Zeit des Zweiten Weltkriegs wird nur schemenhaft beleuchtet. Dafür sind die manchmal idyllischen «Erinnerige us dr Chinderzyt» eine Fundgrube für vergangene und vergessene Spielwelten. Die historische Spielforschung ist auch ein Zweig der Geschichtswissenschaften, der ernst genommen werden will. Sie fragt unter anderem nach dem Wandel in der kindlichen und jugendlichen Spielkultur, auch nach (den begrenzten) Ressourcen, die Kinder beim Spielen einst zur Verfügung standen.[2]

Ich habe mich daher entschlossen, in meinem Artikel nach vergangenen Spielwelten zu fragen, versuche aber auch, die relativ wenigen Hinweise auf Politik, Wirtschaft und Technik miteinzubeziehen. Beginnen wir die allgemeineren Betrachtungen mit dem kollektiven Radiohören der Familie.

2. Radiohören

Die technische Verbreitung des Radios erfolgte in der Schweiz seit dem Beginn der 1930er Jahre.

Der Bundesrat förderte nach finanziellen Krisen der kleinen, privaten Radiostationen die Landessender Beromünster, Sottens und Monte Ceneri. Die «Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft» SRG wurde zur nationalen Monopolorganisation, die durch Empfangsgebühren finanziert wurde und eine Non-Profit-Organisation war. Die Radioprogramme sollten informieren, unterhalten und der Bildung dienlich sein sowie der Integration der Bevölkerung in den Bundesstaat dienen. Besonders beliebt waren Sportübertragungen, Hörspiele (beispielsweise «Polizischt Wäckerli» mit «Schaggi» Streuli in der Hauptrolle), leichte Klassik, Volksmusik und Schlagermusik. Die drei Landessender sollten den Nationalismus und den inneren Zusammenhalt der Nation fördern und spielten somit eine wichtige Rolle in der so genannten «Geistigen Landesverteidigung» der 1930er- und 1940er-Jahre.[3]

Wie erlebte nun die Familie Ramstein in Muttenz den Beginn des schweizerischen Radiobooms? Wie sich Myrtha Blumer-Ramstein genau erinnert, schaffte die Familie im Jahre 1934 ihren ersten Empfänger an, «in Mieti, verstoht sich»[4], denn die ersten Geräte waren noch relativ teuer und überstiegen somit das Budget «kleiner Leute». Für die kleine Myrtha war das Gerät ein «Wundermöbel»[5]. Wie sollte sich das Kleinkind auch erklären, dass es Töne und Musik von sich gab, wie ganze Orchester in die kleine Kiste gelangten? Die Mutter warnte die kleine Tochter davor, den Radio anzufassen. Sie hatte Sorge, dass er kaputt gehen könnte. Der Empfänger hatte drei Knöpfe: einen zum Laut- und leisestellen, einen zum Ein- und ausschalten, einen zum Einstellen der Sender. Die Sender, so Blumer-Ramstein, konnte man an einer Hand abzählen. Das kleine, intelligente Mädchen war neugie-

---

2 Vgl. Postert, André. Kinderspiel, Glücksspiel, Kriegsspiel. Grosse Geschichte in kleinen Dingen 1900–1945. München 2018; Gross, Karl. Die Spiele der Menschen. Jena 1899.

3 Vgl. Schade, Edzard. Artikel «Radio». In: Historisches Lexikon der Schweiz www.hls-dhs-dss.ch, eingesehen am 19. Dezember 2018, Mäusli, Theo und Andreas Stegmeier (Hg.). Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG 1958–1983. Baden 2006.

4 Blumer-Ramstein, Band 1, S. 61.

5 Ebd.

rig, wie die Musik in den Kasten kam. Als der Vater, stolzes Mitglied des örtlichen Männerchors, um das Jahr 1937 herum ins Radiostudio Basel fahren musste, um Aufnahmen zu machen, wurde ihr einiges klarer. Ganz hinter den Zauber der modernen Technik kam sie jedoch (noch) nicht. Seien wir ehrlich: Den wenigsten ist es begreiflich, wie Radiotechnik genau funktioniert, nur haben wir rational denkenden Erwachsenen verlernt, den gewissen Zauber, den das Radio noch heutzutage verströmt, als selbstverständlich hinzunehmen.

3. Kriegszeit

Im Kapitel «Herty Zite» fasst Myrtha Blumer-Ramstein ihre Erfahrungen während der unheilvollen Zeit des Zweiten Weltkriegs zusammen. Wie für andere Schweizerinnen und Schweizer auch, bedeutete für sie nicht so sehr der nationalsozialistische deutsche Angriff auf Polen am 1. September 1939 den Beginn des Krieges, sondern die Wahl Henri Guisans zum General und die allgemeine Kriegsmobilmachung der Schweizer Armee:

«Unseri Soldate müesse y-rugge, und zwor dalli dalli. Nochzue in jedem Huus hets Manne gha, Familievättere, Söhn, wo s Deheime hänn müesse verloo. Mit em vollpaggte Tornischter, s Gwehr über dr Schultere, die porzionierte Ledertäschli mit de Schiesschüügeli drinn, amene Läderrieme als Gürtel umbunde, die schweere Marsch-an de Füess, d Militäruniform mit em höche Chrage, dr Helm uf em Chopf. So sy si vo deheime furt, hänn kei Ahnig gha, wenn sie ihri Familie wider gseje. S het überall Träne gee.[6]

Als die Männer im Aktivdienst waren, mussten die Frauen noch härter anpacken als zuvor und Schwerstarbeit verrichten. Auch Pferde wurden eingezogen, die so genannten «Eidgenossen». Sie fehlten der bäuerlichen Bevölkerung als Zugtiere. Einrücken musste auch der beliebte Lehrer Müller, so dass Myrthas noch junger Bruder zum Ersatzlehrer bestellt wurde.

Nach den erfolgreichen deutschen «Blitzkriegen» in Polen, Skandinavien, Belgien, den Niederlanden und Frankreich verdüsterte sich die Weltlage schnell. Die neutrale Schweiz war nun eingekesselt von den miteinander verbündeten «Achsenmächten» Deutschland und Italien. Blumer-Ramstein erinnert sich, nicht alles über die Weltlage verstanden zu haben. Für sie war aber klar, dass die Deutschen den Krieg entfesselt hatten und an der Misere schuld waren:

«Alles, wo no Dütsch geschmeggt het, isch de Grosse wie au uns Chinder in falsche Hals cho. «D Schwoobe, die Fötzle, hänn dr Chreg a-zettlet. D Schwoobe sinn an allem dschuld.» Me het allgemein kei guete Fade me an ene glo, nit emoll an Deene wo gsund dänggt hänn. Alli het me in glyche Chübel ghejt. Und mir Chinder hänn sogar uf em Schuelwäg afo politisiiere. Wortfätze vo de Erwachsene hämmer ufgschnappt und widergee, ebbe nit uf e fyni Art, das muess i no erwähne.»[7]

Die Muttenzer Kinder schnappten also da und dort einen «Wortfetzen» der Erwachsenen auf, vielleicht hörten sie auch einmal Radionachrichten oder lasen eine Zeitung. Sie waren jedenfalls nicht sehr gut informiert über den Lauf der Dinge, was sie wohl zusätzlich ängstigte. Das Halbwissen war sicherlich auch dem Aufflammen von Gerüchten förderlich.[8]

---

6 Blumer-Ramstein, Band 2, S. 170. Vgl. auch das spannende oral-history-Projekt von Dejung, Christof, Thomas Gull und Tanja Wirz. Landigeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930–1945. Zürich 2002.

7 Blumer-Ramstein, Band 2, S. 172.

8 Vgl. Neubauer, Hans-Joachim. Fama. Eine Geschichte des Gerüchts. Stuttgart 2009.

Die Kinder nahmen die Deutschen durchwegs als Bedrohung wahr, auch die Rechtschaffenen, wie Blumer-Ramstein betonte. Man darf indessen nicht vergessen, dass Blumer-Ramstein ihre Kindheitserinnerungen rund siebzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg aufschrieb. So lange nach den Ereignissen war es natürlich einfacher, sich von den Nationalsozialisten, ja von allen Deutschen zu distanzieren. Wie überall dürfte es auch in Muttenz nicht wenige Schweizer Mitläuferinnen und Mitläufer mit dem Gedankengut der NSDAP gegeben haben, zumal nach den immensen anfänglichen «Blitzsiegen», als nur noch Grossbritannien als Gegner übrig blieb und ein «Neues Europa» mit einer faschistischen Ordnung in Blickweite schien.

Für Myrtha Blumer-Ramstein und die meisten Muttenzerinnen und Muttenzer waren die Kriegsjahre magere Jahre. Das war durchaus wörtlich zu verstehen, denn die Rationierung der Lebensmittel beschränkte das Essen auf das Nötigste. Den Schulkindern beispielsweise wurde während der Mobilmachung lediglich 250 Gramm Brot pro Tag zugeteilt. Da Myrtha einen weiten Schulweg zu bewältigen hatte und im «Saft» war, war sie oft hungrig. Zum Nachtessen gab es üblicherweise Rösti oder «Gschwellti», Fleisch kam selten auf den Tisch.[9]

4. Kinderarbeit?

Vater Hans Blumer-Ramstein war als Wirt, Koch, Metzger, Winzer wie schon gesagt, selbständiger Gewerbetreibender. Im grossen, siebenköpfigen Haushalt gab es stets etwas zu tun, Hand anzulegen, auch ein paar Rappen einzusparen oder dazuzuverdienen.

Das Lebensalter der Kindheit war damals noch nicht so sehr wie heute als «Schonraum» imaginiert, zumindest nicht in den Unter- und Mittelschichten.[10] Obwohl Fabrikarbeit seit Ende des 19. Jahrhunderts in der Schweiz für Kinder verboten war, hatten namentlich Bauern und Gewerbetreibende stets Bedarf an helfenden kleinen Händen.[11] Das galt namentlich für die so genannten «Verdingkinder», also von den Behörden bevormundete und fremdplatzierte Kinder und Jugendliche, die sehr hart zu arbeiten hatten, auf Höfen und in Läden Knechte und Mägde ersetzten und in vielen Fällen körperlich und sexuell missbraucht wurden, wobei Vormünder, Lehrer oder Pfarrer geflissentlich wegsahen …[12]*

Mit welchen Aufgaben und Pflichten wurde nun die heranwachsende Myrtha Blumer-Ramstein konkret betraut? Schon mit sechs, sieben Jahren hatte das Mädchen dem Vater im Rebberg zu helfen.Der Vater arbeitete für andere Muttenzer im Akkord-Vertrag, hatte aber auch eigene «Ächer» zu bewirtschaften. Im Sommer stand er bereits um vier Uhr morgens auf, um sein Tagwerk zu beginnen. Myrtha half ihm als Handlangerin. Auf dem Weg zu den Reben sprach der Vater mit ihr, sie spürte, «ass em lieb by.»[13] So waren Emotionen und Arbeit eng miteinander verknüpft.

---

9 Vgl. auch Schaffner, Martin (Hg.). Brot, Brei und was dazugehört. Über sozialen Sinn und physiologischen Wert der Nahrung. Basel 1992.

10 Vgl. auch Ariès, Philippe. Geschichte der Kindheit. Frankfurt am Main 2014.

11 Vgl. für Wiener Stadtkinder das schöne, mit Selbstzeugnissen argumentierende Buch von Papathanassiou, Maria. Zwischen Arbeit und Spiel. Die ökonomische Funktion der Kinder ärmerer Schichten in Österreich 1880–1939. Wien 1999.

12 Vgl. die Forschungen zu Verdingkindern zusammenfassend Leuenberger, Marco und Loretta Seglias. Geprägt fürs Leben. Lebenswelten fremdplatzierter Kinder in der Schweiz im 20. Jahrhundert. Zürich 2015.

13 Blumer-Ramstein, Band 2, S. 152.

Detailliert und mit einem guten Gedächtnis ausgestattet beschreibt Myrtha Blumer-Ramstein die diversen kleineren und grösseren Arbeiten in den Reben, die einiges handwerkliches Geschick erforderten. So hatte das Mädchen auch mit der Rebschere zu hantieren. Die erste Kinderarbeit draussen war indessen das Auflesen des Rebholzes, eine Arbeit, welche die Arme «gruusig»[14] verkratzte. Diese Arbeit war nach Ansicht Blumer-Ramsteins besonders mühsam, musste aber halt einfach erledigt werden.

Gegen Ende des Winters hatte das Mädchen auch dabei zu helfen, das so genannte «Gobholz» aus dem Muttenzer Bürgergemeinde-Wald zu sammeln und abzutransportieren. Das war ein altes Recht der Ortsbürger. Wer in diesem Wald im Winter einige Tage «Frondienst» leistete, hatte Anspruch auf einen bis zwei Ster Holz.

Neben eher einmaligen Arbeiten im Jahreslauf hatte Myrtha auch im Haus zu helfen, beispielsweise auf die Geschwister aufzupassen oder den Küchendienst zu erledigen. Jedes Kind hatte seine Ämtli, die es mehr oder weniger geflissentlich erledigte.

Taschengeld war bei den Unterschichten jener Jahrzehnte beinahe überall unbekannt. Vielleicht erhielt ein Kind einmal etwas Kleingeld, um an einem Markttag eine Nascherei zu erstehen, das war es dann aber auch. Um an Bares zu kommen, mussten die Kinder eine bezahlte Arbeit suchen (und den Zahltag dann oft zuhause abgeben). Auch Myrtha Blumer-Ramstein verdiente sich durch allerhand Botengänge und kleinere Arbeiten etwas Münz. Viel war es nicht, aber es reichte für eine Süssigkeit oder wanderte ins Sparschwein.

[14] Ebd., S. 153.

5. Fremde Leute im Dorf

Um das Jahr 1940 war Muttenz noch ein relativ beschauliches, kleinbäuerlich geprägtes Dorf. Zehn Jahre später hatte Muttenz bereits 7125 Einwohnerinnen und Einwohner.[15] Neben Acker- und Rebbau hatte im 19. Jahrhundert die Posamenterei den Muttenzerinnen und Muttenzern Arbeit und Brot geboten.Trotz der Nähe zu Basel und der regelmässigen Zugverbindung sowie der direkten Tramlinie (seit 1921/22), die Muttenz auch allmählich zum Arbeitervorort machte, war der Alltag im Dorf sicherlich nicht sehr aufregend, vielleicht sogar ein wenig eintönig. Umso willkommener war es, wenn fremde Spielleute oder ein Zirkus Einzug hielten im Dorf. Namentlich die Jungmannschaft war dann sehr aufgeregt und freute sich auf Abwechslung.

Die Muttenzer Kinder nannten fremde Musikantinnen und Musikanten etwas abschätzig «Bättelmusikante»[16]. Der Ausdruck war politisch alles andere als korrekt, denn die Musikanten taten ja etwas für ihr Geld, sie bettelten nicht einfach. Sie kamen während der Sommerferien ins Dorf und stammten gemäss der Autorin der Kindererinnerungen fast immer aus Osteuropa, aus Ungarn oder aus Rumänien. Sie waren Sinti und Roma, oder «Zigeuner», wie man damals noch sagte. Niemand wusste, wie sie die Riesendistanzen aus ihrer Heimat zurücklegten, ob im Zug oder ob im Pferdewagen. An ihrem Abstellplatz seien die Hunde wild herumgestreunt, so Blumer-Ramstein in der Erinnerung. An sanitären Einrichtungen habe es gänzlich gefehlt, entsprechend unhygienisch seien die Zustände gewesen.

[15] Strub, Brigitta. Artikel «Muttenz». In: Historisches Lexikon der Schweiz www.hls-dhs-dss.ch, eingesehen am 23. Dezember 2018.

[16] Blumer-Ramstein, Band 2, S. 122.

Fremde waren auch die Kessel- und Korbflicker und Scherenschleifer aus dem Elsass, die jeweils zu Beginn der Frühlingszeit nach Muttenz zogen. Sie gingen von Haus zu Haus und reparierten kaputte Pfannen, Kessel, Schirme und Körbe, hatten also eine wichtige ökonomische Funktion in der Knappheitsgesellschaft inne. Ihr Hab und Gut stellten sie auf dem Muttenzer Gemeindeboden bei den Bahngleisen ab. Spaziergänger hätten einen weiten Bogen um die Randständigen gemacht, die ausgeschlossen blieben von der Dorfgemeinschaft, so Blumer-Ramstein. Kinder wie Erwachsene hätten ein Unbehagen gespürt, die Erwachsenen sogar Angst um ihre Kinder gehabt. Dieses grosse Unbehagen war in Muttenz genauso verbreitet wie in den meisten Dörfern und Städten der Schweiz. Insofern ist Myrtha Blumer-Ramsteins abschätzige, ja rassistische Haltung gegenüber den so genannten «Zigeunern» typisch für die ganze Schweiz, ja für ganz Europa.[17]

6. Spielwelten

Kamen bis jetzt teilweise unangenehme Kindheitserinnerungen und Tatsachen zur Sprache, wenden wir uns nun der eher heilen Welt des Kinderspiels zu. Myrtha Blumer-Ramsteins «Chindheitserinnerige» sind gleichsam ein Archiv der Baselbieter Spielkultur jener Jahrzehnte, so genau und präzise sind die Angaben der Autorin. Ich werde daher lediglich eine Auswahl besonders bemerkenswerter Spiele treffen, die mir für die Unter- und Mittelschichten der Region typisch erscheinen. Viele der von Myrtha Blumer-Ramstein erwähnten Spiele waren überregional, ja über die Landesgrenzen hinaus beliebt und verbreitet. Das macht die lexikalischen Angaben der Autorin nicht weniger wertvoll, denn Spiele zirkulieren wie Wissen, Güter oder wie Ideen über Zollschranken hinweg.

Spielzeug war in den Unter- und Mittelschichten jener Zeit ein rares Gut. Sicher besassen Mädchen eine Puppe, Buben vielleicht Soldaten oder einen Drachen. Doch liessen sich die Spielsachen in der Regel an einer Hand abzählen. Ressourcen zum Spielen waren also knapp, so dass Phantasie und Einfallsreichtum gefragt waren. «Versteckis» beispielsweise brauchte keinerlei Ausrüstung und hing ganz einfach vom Enthusiasmus der Teilnehmerinnen und Teilnehmer ab. Die Phantasie zeigt sich auch gut am Beispiel der vielen «Knopfspiele», die Myrtha Blumer-Ramstein akribisch aufzählte. Knöpfe waren in jedem Haushalt zur Genüge vorhanden, auf sie konnte man problemlos Rückgriff nehmen.

Als Unterlage für die diversen Knopfspiele diente ein alter Jassteppich. Knopf war nicht gleich Knopf. Myrtha tat sich ein ganzes Universum an verschiedenen Farben, Grössen und Materialien auf. Das Mädchen machte Ordnung in den Haufen, bildete Beigen, verlas nach Gutdünken. Besonders Spass machte das so genannte Flohspiel, bei dem Knöpfe «gespickt» wurden. Dies erforderte einiges Fingerspitzengefühl, schulte die Koordination der Hände und Finger. Spiel war auch meistens Ausbildung, nicht immer Selbstzweck. So sahen dies auch die Pädagoginnen und Pädagogen der Zeit.

---

[17] Vgl. Bogdal, Klaus-Michael. Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung. Frankfurt am Main 2013; Haumann, Heiko. Die Akte Zilli Reichmann. Zur Geschichte der Sinti im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main 2016.